

Individuelles Menschsein als Identitätsfindung und Existenzvollzug

- ein geistesgeschichtlicher Streifzug -

0. Hinführung

"Erkenne dich selbst " stand in Delphi am Tempel des Apollon zu lesen - γνωθι σεαυτόν. Es ist sicherlich nicht nur ein Leitsatz der Geistesgeschichte unserer Hemisphäre sondern auch ein Leitgedanke für dieses Thema.

So knapp und klar der Appell für uns klingt, so schnell löst sich die Klarheit bei einer näheren Betrachtung auf. Denn der Begriff γνωσκο, der hiermit erkennen übersetzt wird, meint auch: wahrnehmen, verstehen, erfahren oder auch einfach denken. Übersetzen wir aber mit "nehme dich selber wahr " oder "denke dich selber" weicht die Eindeutigkeit und die Vielschichtigkeit des Selbstbezuges in dieser Aussage wird deutlicher.

Diese Vieldeutigkeit der Identitätsfindung zeigt sich bis in die Neuzeit, die hier und heute unser Thema sein wird. Von Descartes bis ins 20. Jahrhundert sollen einige Entwürfe vorgestellt werden, wie der Mensch zur Selbsterkenntnis und zum individuellen Menschsein gelangt.

1. Mensch im Mittelpunkt – die Meditationen des Descartes

Die Zeit der Renaissance war zugleich Rückgriff auf die Antike als auch Neubeginn. Ein Text von Pico della Mirandola beschreibt im ausgehenden 15. Jahrhundert sehr eindrucksvoll die Sicht auf den Menschen in dieser Epoche:

"Wir haben dir keinen bestimmten Wohnsitz, noch ein eigenes Gesicht noch irgend eine besondere Gabe verliehen, o Adam, damit du jeden beliebigen Wohnsitz, jedes beliebige Gesicht und alle Gaben die du dir sicher wünschst, auch nach deinem Willen und nach deiner eigenen Meinung haben und besitzen mögest. Den übrigen Wesen ist ihre Natur durch die von uns vorgeschriebenen Gesetze bestimmt und wird dadurch in Schranken gehalten. Du bist durch keinerlei unüberwindliche Schranken gehemmt, sondern du sollst nach deinem eigenen freien Willen, in dessen Hand ich dein Geschick gelegt habe, sogar jene Natur dir selbst vorherbestimmen. Ich habe dich zur Mitte der Welt gemacht, damit du von dort bequem um dich schaust, was es alles in dieser Welt gibt. Wir haben dich weder als einen himmlischen noch als einen irdischen weder als einen Sterblichen noch einen Unsterblichen geschaffen, damit du als dein eigener, vollkommen frei und ehrenhalber schaltender Bildhauer und Dichter dir selbst die Form bestimmst, in der du zu leben wünschst." (Stephan Otto; Geschichte der Philosophie Bd. 3, S.347; zit. n. Charles Taylor „Quellen des Selbst“, Frankfurt a.M. 1996, S.355)

Drei Elemente eines veränderten Verständnisses vom Menschen werden deutlich. Die besondere Würde des Menschen, die sich vor allem ableitet aus der Fähigkeit selbstständig zu schaffen und sogar als Mitgestalter der Schöpfung zu wirken. Die Freiheit des Menschen weit über den Bereich der Ethik hinaus. Modern ausgedrückt könnte man sagen der Mensch ist frei sich zu wählen. Oder wie Mirandola an anderer Stelle schreibt "der Mensch ist ein Werk von unbestimmter Gestalt ." Schließlich die Anthropozentrik dieses Entwurfes. Der Mensch wird nun in der Mitte der Welt gesehen und somit auch als Zentrum allen Forschens und Denkens.

Mit Descartes beginnt philosophisch eine neue Epoche. Er schafft in seinen Meditationen ein Fundament, auf dem letztlich alles Weitere aufbaut. Schon der Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert:

"Ich ziehe mich also in die Einsamkeit zurück und will ernst und frei diesen allgemeinen Umsturz aller meiner Meinungen vornehmen. (1. Meditation)

Der Rückzug in die Einsamkeit ist radikal gemeint. Er bezeichnet nicht nur eine Abkehr vom Philosophischen Dialog, welcher von der Athener Schule bis zur Scholastik des Mittelalters der Weg der Erkenntnisfindung war. Sondern dies meint auch, dass er alles an Gewohnheiten und alle Selbstverständlichkeiten des Wissens über die Welt und den Menschen hinter sich lässt. Selbst den Begriff „Mensch“ legt er ab:

„Aber was bin ich denn nun? Ein denkendes Ding. Was ist das? Ein Ding das zweifelt, einsieht, verneint, will, nicht will, was auch bildlich vorstellt und empfindet...“ (2. Meditation)
In dieser Abkehr bleibt Descartes mit seinen Gedanken allein. Wie sehr er auch zweifelt und negiert als Zweifelder bleibt der:

„Was davon ist von meinem Denken verschieden und kann als von mir selbst trennbar angesehen werden? Denn es ist so offenkundig, dass ich es bin, der zweifelt, erkennt, will, dass sich kein Erklärungsgrund höherer Evidenz dafür finden lässt. (2. Med) ...

Daraus, dass ich von meiner Existenz weiß und dabei gar nichts anderes als zu meiner Natur oder meinem Wesen gehörig erkenne, als dass ich ein denkendes Ding sei, schliesse ich mit Recht, dass mein Wesen allein darin besteht, dass ich ein denkendes Ding bin.“ (6. Med)

Im Denken also findet Descartes die letzte und unumstößliche Gewissheit. Die Innerlichkeit öffnet sich ihm nicht noch einmal wie bei Augustinus hin auf eine Transzendenz.

Dieser Schlusspunkt - diese letzte Gewissheit - ist meines Erachtens aber bereits in der Prämisse angelegt - nämlich in der Isolation, dem Rückzug aus der Verbundenheit und Bezogenheit des Menschen. Die zweite unausgesprochenen Voraussetzung ist die Form des Denkens, die Descartes zu einem letzten Grund führt. Das Denken ist in seiner Form nach Fragen und Zweifeln. Eigentlich müsste es also genauer heißen „Dubio ergo sum.“ - ich zweifle also bin ich.

Schließlich vollführt Descartes einen weiteren Kunstgriff, indem er sich ohne seinen Körper denkt. Für ihn ist also Existenz ohne Körperlichkeit denkbar. Gerade diese Trennung führte ihn dann auch zu einem maschinenhaften Verständnis nicht nur des menschlichen Körpers sondern gerade auch der nichtmenschlichen Lebewesen - also der Tiere. Denn diesen sprach er die alle geistigen Fähigkeiten ab.

So gewichtet er auch alle Formen des Erkennens. Die mit dem Körper verbundenen Empfindungen bezeichnete er als dunkel und verworren. Die Ideen aber, die Logik, das reine Denken bilden die höchste Stufe der Erkenntnis.

Auf diese Weise kommt Descartes zu einem „Selbst“, zu einer Identität, die vor allem rational bestimmt ist und zu einem dualistischen Menschenbild, bei dem Geist und Körper voneinander geschieden sind. „Der cartesische Beweis ist nicht mehr eine Suche nach einer inneren Begegnung mit Gott... vielmehr ist das, worauf ich nun stoße mein Ich: ich gelange zu einer Klarheit und einer Vollständigkeit der Selbstgegenwärtigkeit, die vorher nicht gegeben war.“ Taylor, S.286

Der zentrale Punkt aber ist, dass Descartes in seinen Meditationen den Menschen eine Vergewisserung jenseits aller Metaphysik schafft. Der Mensch begründet sich aus sich selbst heraus, wenn auch nicht voraussetzungslos, wie von ihm suggeriert wird.

Dennoch fehlt bei Descartes noch nicht der Transzendenzbezug. Neben dem Verständnis der Seele wird dies auch in seinem Verständnis des freien Willens deutlich:

(Descartes schreibt) "Dass der freie Willen an sich das Edelste ist, was in uns sein kann, da er uns in gewisser Weise Gott gleich macht und uns davon zu befreien scheint, ihm unterworfen zu sein und da folglich sein rechter Gebrauch das größte aller unserer Güter ist, stelle ich also fest, dass der freie Willen auch dasjenige Gut ist, das im eigentlichen Sinne unser ist und uns am meisten angeht, woraus folgt, dass nur aus ihm unsere größten Befriedigungen hervorgehen können" (Brief vom 20. November 1647, zitiert nach Taylor, S. 270)

So zeichnet Descartes insgesamt ein vielschichtiges Bild vom Menschen. Er hat mit seinen Meditationen einen neuen Ausgangspunkt geschaffen. Erst andere Philosophen haben durch ihre Konzeptionen eine Entwicklungslinie daraus entstehen lassen, die dann zum neuzeitlichen Menschenbild geführt hat.

2. Zwischen Vernunft und Gefühl – der Weg zur Romantik

Die Veränderung des Selbstverständnisses des Menschen und die Entwicklung hin zum neuzeitlichen Individuum haben ihre Wurzeln sicherlich weit über das Gebiet der Philosophie hinaus. Die moderne Identität hat sich herausgebildet durch vielfältige Veränderungen der Praktiken im politischen, ökonomischen, religiösen und Intellektuellen Bereich. Etwa die Idee der künstlerischen Schöpfung unter der Forderung nach Originalität oder die Abgrenzung und Verteidigung des Privatlebens. Die Menschen verlangen und erringen privaten Spielraum für die Familie. Das neue Bedürfnis nach Privatheit spiegelt sich sogar in der Aufteilung des häuslichen Raumes wieder... im 18. Jahrhundert geschieht es, dass das Empfinden immer größere Bedeutung gewinnt, was sich besonders in der Literatur widerspiegelt.

Mit dem aufkommenden Bürgertum verändern sich auch zunehmend die Ideale der Lebensführung. Neben das Ideal des Edelmannes, der bereit ist sein Leben aufs Spiel zu setzen, tritt immer mehr das Ideal des tätigen Menschen und damit die Bejahung des gewöhnlichen Lebens.

Damit sind die Grundlagen gelegt, die das Denken von Jean Jacques Rousseau verständlich machen.

"Oh Mensch", ruft der uns im Emile entgegen, "lebe dein Leben in dir selbst, und du wirst nicht mehr unglücklich sein. Bleibe an dem dir von der Natur zugewiesenen Platz in der Reihe der Geschöpfe, und er wird dir durch nichts streitig gemacht werden können... Deine Freiheit, deine Macht reichen nicht weiter als seinen natürlichen Kräfte; alles Übrige ist Sklaverei, Illusionen, Blendwerk." (J. J. Rousseau "Emile oder über die Erziehung" S.189) Rousseau schaffte der inneren Stimme Raum und Gewicht, denn sie ist letztendlich die Stimme der Natur. Natürlichkeit wird zu einem zentralen Wert und das Glück des Menschen besteht darin, in Übereinstimmung mit dieser Stimme im Inneren zu leben. Hierin zeigt sich auch die Grundhaltung von Rousseau zum Menschen, den er als von Natur aus gut ansieht. Allerdings hierhin stets gefährdet und zwar durch den Menschen selbst und seine Kultur: "Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt ist gut, alles entartet unter den Händen der Menschen." (Emil, S. 107) - so lautet der erste Satz in seinem Entwicklungsroman Emil.

Er zweifelt somit an der Idee der Aufklärung, die den Fortschrittsglauben nährt und die Vernunft glorifiziert. So steht er auch im gewissen Gegensatz zu den Idealen der Revolution, deren geistiger Vater er doch auch ist.

Selbstverständlich steht er auch im Kontrast zu seinem Zeitgenossen Immanuel Kant, der meint, dass die Vernunft für den Menschen der letzte Bezugspunkt und die vernünftige Natur der Zweck an sich ist – mehr noch der einzige Zweck an sich (Immanuel Kant "Grundlagen der Metaphysik der Sitten"). Die praktische Vernunft aber macht den Menschen mündig, denn er trägt mit ihr, also mit seinem Gewissen, den Maßstab für sein Handeln in sich. Hierdurch wird der Mensch mündig also radikal frei und zugleich radikal verantwortlich. Es ist ein radikaleres Verständnis der Freiheit, das nicht mehr von der Natur - im Sinne des Gegebenen - ausgeht. Die Gesetze und Maßstäbe seines Lebens bringt der Mensch vielmehr durch die Vernunft aus sich selbst hervor – das ist es was Kant Prinzipien nennt. "Sapere aude! Habe den Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Dies ist also der Wahlspruch der Aufklärung." (Immanuel Kant „Was ist Aufklärung? 1784) so schreibt Kant. Die Verknüpfung der Erkenntnis mit der Verheißung der Freiheit kennzeichnet nicht nur den Geist der Aufklärung sondern es wird später auch der Grundgedanke der Psychoanalyse.

Dabei steht Kant allerdings dem Gedanken der reflexiven Selbstbeobachtung kritisch gegenüber. Hierfür nennt drei Gründe:

1. der Mensch, der sich beobachtet fühlt, wird entweder verlegen oder verstellt sich,
2. wer sich selbst erforschen will erlebt, dass er sich im Affekt kaum beobachten kann
- und 3. Menschen entwickeln aus vielen Gründen Angewohnungen - heute würden wir vielleicht Selbstkonzepte sagen - die ihr Urteil über sich selbst erschweren... „Es gibt also keine reine Vernunftserkenntnis des erkennenden Selbst oder des Ich.“

So schreibt er in seiner „Vorlesung zur Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ 1798.

In der Romantik kommt es gerade durch die Hinwendung zum Gefühl und zur Sinnlichkeit zu einem veränderten Begriff von Individualität. So formuliert Herder: "Jeder Mensch hat sein eigenes Maß, gleichsam eine eigene Stimmung aller seiner sinnlichen Gefühl zueinander." (Herder „Ideen“ VII 1) Originalität wird erstrebenswert; das Genie zum Ideal.

Mit dem tiefen Empfinden erwacht im Menschen aber auch die tiefe Verzweiflung, so geht die Begeisterung Hand in Hand mit der Melancholie, wovon Goethes Werther oder Hölderlins Hyperion beredtes Zeugnis geben. Mit der Fragilität der Harmonie und Schönheit gewinnt die Romantik auch an existenzieller Tiefe. So spricht Hyperion:

"Wir bedauern die Toten, als fühlten sie den Tod, und die Toten haben doch Frieden. Aber das ist der Schmerz, dem keiner gleich kommt, das ist unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt, du musst hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur das zu sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf ihr. Ach! Und die Seele kann nur so voll Sehnen sein, bei dem das sie so mutlos ist!" (Hölderlin, „Hyperion“ 1. Buch)

3. Getrieben – Schopenhauer und Freud

Im scharfen Gegensatz zur Romantik stellt sich Schopenhauer. Er verneint das Projekt der Romantik von der Harmonie. Für ihn ist die Verbindung zwischen Mensch und Natur die alles durchdringende Kraft des Lebenswillens und der Fortdauer. Dieser ist allerdings keine spirituelle Quelle des Guten. Im Gegenteil, er ist nichts weiter als wildes, blind unkontrolliertes Streben, das nie befriedigt, ja zur Befriedigung unfähig ist. Die Natur ist aus sich nicht im Stande, uns glücklich zu machen. (Taylor, S.767).

In seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ schreibt er:

"Es ist dem als Individuum erscheinenden Subjekt des Erkennens das Wort des Rätsels gegeben, und dieses Wort heißt Wille. Dieses und dieses allein gibt ihm den Schlüssel zu seiner eigenen Erscheinung, offenbart ihm die Bedeutung, zeigt ihm das innere Getriebe seines Wesens, seines Tuns, seiner Bewegungen." (Die Welt als Vorstellung und Wille, Werke Schopenhauers hg. von A. Hübscher; WS II, S.119)....

Der Mensch unterscheidet sich nach Schopenhauer nicht wesentlich vom Tier nur dass sein Wille gebändigt ist, was ihn in seinem Verhalten zivilisiert erscheinen lässt.

„Die Haupt - und Grundtriebfeder im Menschen wie im Tiere ist der Egoismus, d. h. der Drang zum Dasein und Wohlsein... Der Mensch will wohlmöglich alles genießen, alles haben; da das aber unmöglich ist, wenigstens alles beherrschen.“ (WS IV 2, S.196)

Die Individualität des Menschen wandelt sich im Verständnis Schopenhauers auf zweierlei Weise: einerseits hin zum Egoismus, der Mensch will für sich genießen, besitzen und beherrschen. Zum anderen aber ist es gar nicht er selber der all dies will und vollzieht sondern der Wille zum Leben agiert hinter all dem. So erleidet der Mensch eigentlich sein Leben und vollzieht es nicht.

Hier zeigt sich die Nähe Schopenhauers zum Buddhismus und somit der Frage ob das Verständnis von Person und Individualität nicht an eine bestimmte Geistesgeschichte und Denktradition gebunden ist. Während wir Selbsterkenntnis mit Selbstvergewisserung

identifizieren „Cogito ergo sum“ führt nach Buddhas Lehre vollständiges Erwachen - also Selbsterkenntnis - zum vollständigen Erlöschen.

Zu den bedeutenden Denkern, die von Schopenhauer und somit auch von buddhistischen Ideen beeinflusst wurden gehört sicherlich Sigmund Freud. Das Verständnis des Willens bei Schopenhauer ist ein Vorläufer dessen was Freud als Es bezeichnet.

In dem „Abriss der Psychoanalyse“ schreibt er: „Die Macht des Es drückt die eigentliche Lebensabsicht des einzelnen Wesens aus. Sie besteht darin, seine mitgebrachten Bedürfnisse zu befriedigen.“ (Freud „Abriss der Psychoanalyse“ 1938, S.70f)

Wie im Buddhismus geht es auch Freud zentral um die Entlarvung von persönlichen Illusionen und Wiederholungszwängen als Weg der Befreiung hieraus.

So schreibt Freud weiter: „Unser Weg das geschwächte Ich zu stärken, geht von Erweiterungen seiner Selbsterkenntnis aus. Wir wissen, dies ist nicht alles, aber es ist der erste Schritt.“ (Freud 1938, S. 147) Dieses Ich ist nach seinem Verständnis aber stets gefährdet; es „ist gleichsam ein Prügelknabe zwischen den drängenden Forderungen des Es und den moralischen, oft sehr strengen Vorschriften des Über-Ich.“ (Jochen Fahrenberg „Menschenbilder“, Freiburg 2007, S.28f)

Die zentralen Aufgaben des Ich als Sitz der Individualität des Menschen sind neben dieser Vermittlung zwischen Es und Überich als Anwalt der Realität zu fungieren und vor allem als Exekutive für die Sicherheit und den Selbsterhalt des Menschen zu sorgen. Somit agiert das Ich nicht wirklich frei, denn die Zwecke sind ihm vorgegeben. Der Spielraum, der für ein freies und rationales Abwägen von Handlungsalternativen besteht, ist minimal und bei Neurosen aufgrund der Störungen kaum noch vorhanden. So erklärt Freud zwar: "Wo Es war, soll Ich werden." (Freud „Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse“ 1933, S.86) aber es bleibt fraglich welchen Freiraum, er dem Ich tatsächlich zubilligen kann.

4. Freiheit und Existenz – Kierkegaard und Buber

Neben Nietzsche kann Søren Kierkegaard als Wegbereiter zum 20. Jahrhundert gelten; beide stellen die Frage der Möglichkeit von Freiheit und entschiedenem Handeln.

Kierkegaards Ausgangspunkt ist die Angst, sie ist begründet in dem Bewusstsein des Menschen von der Endlichkeit des Daseins, in der Möglichkeit des Nichtseins. Gerade dieses Bewusstsein macht das Handeln des Menschen aber bedeutsam. Da er nicht über beliebige Zeit verfügt, wird jede Entscheidung, die er trifft bedeutsam. Mehr noch sie bekommt einen absoluten Wert. Indem ich angesichts der Endlichkeit wähle, erkenne ich die Bedeutsamkeit meiner Wahl, das Gewicht meiner Entscheidung. Der Wandel dieser Haltung bezeichnet Kierkegaard als „wählen seiner selbst“

In seinem Werk „Entweder – Oder“ schreibt er: „Indes, was ist denn dies, mein Selbst? Wollte ich von einem ersten Augenblick, einem ersten Ausdruck dafür sprechen, so ist es meine Antwort: es ist das Abstrakteste von allem, welches doch in sich zugleich das Konkreteste von allem ist - es ist die Freiheit... (Der Mensch) entdeckte nun, dass das Selbst, welches er wählt, eine unendlichen Mannigfaltigkeit in sich trägt, sofern es eine Geschichte hat, eine Geschichte, in der er sich zu der Identität mit sich selbst bekennt. Diese Geschichte ist unterschiedlicher Art, denn in dieser Geschichte steht er in einem Verhältnis zu anderen Individuen des Geschlechts und zum ganzen Geschlecht, und diese Geschichte enthält etwas Schmerzhaftes gleichwohl ist er der, der er ist, allein durch diese Geschichte. Darum gehört Mut dazu, sich selbst zu wählen; denn in eben der Stunde, da es geschieht, dass er sich am allermeisten isoliert, da eben senkte er sich am aller tiefsten in die Wurzel, durch die er mit dem Ganzen zusammenhängt.“ (Entweder – Oder II; Reue)

Mit dieser Wahl seiner Selbst überwindet der Mensch die Angst, denn hierdurch hat er das Gefühl, dass er es wert ist, geliebt und gewählt zu werden. Durch das Wählen verwandelt sich zudem ein bloß äußerliches Leben und verleiht diesem Innerlichkeit. Mehr noch alle

Elemente des Lebens sind transfiguriert, weil sie im Licht der Unendlichkeit gewählt worden sind. Alle endlichen Dinge empfangen ihren Wert und ihre Bedeutung aus dieser Wahl.

Die Begründung seines Wesens als geistiges und insoweit nicht der Kausalität der Welt unterworfenen Selbst findet er nicht in sich selbst. Vielmehr sieht er sich einem unendlichen, absoluten Unbekannten, Gott, gegenüber, der die Ursache der Unendlichkeit und Freiheit des Menschen ist. Wenn nun der Mensch sich nicht in ein Verhältnis zu seinem wahren Grund, zu Gott, setzt, sondern aus sich selbst heraus existieren will, so setzt er sich wiederum in Widerspruch zu seinem wahren Wesen, indem er verzweifelt er selbst sein will. „Um verzweifelt man selber sein zu wollen, muss Bewusstsein da sein von einem unendlichen Selbst... Vermöge dieser Form will das Selbst über sich selbst verfügen oder sich selbst erschaffen,... er will sich sein Selbst nicht anziehen, nicht in dem ihm gegebenen Selbst die ihm gestellte Aufgabe erblicken. Er will vermöge dessen, dass er die unendliche Form ist, es selber konstruieren.“ Schreibt Kierkegaard in seinem berühmten Essay „Die Krankheit zum Tode“ (Kierkegaard „Gesammelte Werke“ 24/25, S.68)

Auch Martin Buber sieht das Individuum als bewusstes Wesen von der Erfahrung der Transzendenz her, die er als personale Begegnung versteht. So formuliert er: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“ (Buber „Das Dialogische Prinzip“, Heidelberg 1984, S. 32) Das Ichbewusstsein entwickelt sich dabei insbesondere im Prozess von Beziehungserfahrungen und zwar zunächst auch nur in diesem Zusammenhängen erfahrbar. „Aber immer kräftiger hervor brechend, bis einmal die Bindungen gesprengt ist und dass Ich sich selbst, dem abgelösten, einen Augenblick lang wie einem Du gegenübersteht, um alsbald von sich Besitz zu ergreifen und fortan in seiner Bewusstheit in Beziehungen zu treten.“ (ebd. S.32)

Erst wenn der Mensch zu diesem Punkt gereift ist, zum Ich-Du geworden ist, wie Buber formuliert, also sich selbst gegenüber treten kann, ist er wirklich beziehungsfähig.

„Das Ich des Grundwortes „Ich – Du“ erscheint als Person und wird sich bewusst als Subjektivität. Das Eigenwesen erscheint, indem es sich gegen andere Eigenwesen absetzt. Personen erscheint, indem sie zu anderen Personen in Beziehungen tritt.“ (ebd., S.65) Dialogisches Leben ist so zu verstehen: nicht indem man mit Menschen viel zu tun hat sondern indem man mit Menschen wirklich zu tun hat - ihnen also als Person begegnet.

5. Existenzerhellung – Jaspers und Frankl

Als letztem Existenzphilosophen wird an dieser Stelle von Carl Jaspers die Rede sein. Dieser bildet den Schlusspunkt nicht nur auf Grund der Chronologie sondern auch da in seinem Werk Psychologie und Philosophie sich verbinden. Zudem ist er nicht nur ein Zeitgenosse von Viktor Frankl sondern beide standen auch in einem gewissen Austausch miteinander.

Auch für ihn ist das Ich, die Identität des Menschen, eine offene Wirklichkeit. Sowohl in Bezug auf seine Herkunft als auch auf seine aktuelle Verfasstheit.

„Ich kann mich nicht als absoluten Anfang denken; ich schuf mich nicht selbst;...Über meine Geburt führt der Blick in einem grenzenlosen Prozess dieses Werdens, indem kein Grund erreicht wird, der der erste Anfang wäre. (Karl Jaspers „Philosophie II – Existenzerhellung“, Berlin 1932, S. 215)

„Was ich bin, wird mir also nicht zur Totalität. Das Selbst ist mehr als alles Wissbare. Dadurch erst erwacht eigentlich mein Bewusstsein der Möglichkeit, ich selbst sein zu können, durch das ich mich statt als Sein vielmehr in der Fraglichkeit als Werden und Zukunft weiß... Es geschieht ein Sprung: von meinem mir Gegenständlichwerden zu mir als Freiheit.“ (ebd., S.35)

Diese Offenheit des Menschen beschreibt Karl Jaspers unter dem Begriff der Existenzerhellung, deren Dreh- und Angelpunkte die Grenzsituationen sowie Kommunikation sind.

Bloße Selbstreflexion hingegen ohne Stellungnahme und Entscheidung steht dem Selbstwerden in Wege.

„Bleibt der ursprüngliche Vollzug aus, in dem das Selbst sich seiner gewiss wird, so kann der Mensch verzweifeln... Bleibt der Mensch, sich noch erwartend, sich selbst aus, dann wird Selbstreflexion, statt Stachel des Selbstwerdens zu sein, zum Feuer, das sich selbst verzehrt. (ebd S.42)

Herkunft und Ziel des Menschen finden sich nach Jaspers in einer Transzendenz, die weder gegenständlich noch intentional zu begreifen ist und nur durch Chiffren interpretiert werden kann. Das Sein und der Sinn als solche können gar nicht erkannt werden, sondern sind nur durch und in Existenz zu „erhellen“.

Selbstwerden geschieht auch durch Selbstüberwindung. Hier ist einer der Berührungspunkte zur Anthropologie Frankls, für den die Fähigkeit zur Selbstdistanzierung auch eine wichtige Grundlage der Therapie darstellt. Jaspers formuliert dies so:

„Ich selbst bin nichts, wenn ich nur bin. Selbstseins ist die Einheit des Doppelten: auf sich zu stehen und hingegeben zu sein an Welt und Transzendenz.“(ebd, S. 48)

„Das "Ich Selbst " stellt sich über den Charakter. Das Darüberstehen bewirkt, dass kein Motiv, das mir durch Gegebenheiten meines Charakters als Impuls gegenwärtig wird, zwingend ist.“ (ebd., S. 47)

Bei Jaspers ist der Mensch durch seine Existentialität nie mit sich und der Welt fertig oder gar am Ende. Er nennt diesen Prozess der immer wiederkehrenden Selbsttranszendenz „Selbstgestaltung“ (K. Jaspers, „Psychologie der Weltanschauungen“ 1919, München 1994, S. 107).

Dieser Fähigkeit zur Selbstgestaltung ist das zu verdanken, was Frankl die „Trotzmacht des Geistes“ nennt: die Fähigkeit, zu widerstehen.

So kommt der Mensch zur Freiheit. Die Freiheit ist ein weiterer zentraler Begriff in beiden Konzepten. Selbstseins und Freiheit sind aufs engste aufeinander bezogen.

„Freiheit ist nicht außerhalb des Selbstseins. In der gegenständlichen Welt ist für sie weder Platz noch Lücke. Freiheit ist, vor einer Reihe aus dem Nichts begonnen wird.“ (Karl Jaspers „Philosophie II – Existenzerhellung“, Berlin 1932., S. 191)

Nicht nur ist Freiheit ohne kausale Ursache, sie entzieht sich auch weiteren theoretischen Zugriffen: „Anfang und Ende der Freiheitserhellung bleibt aber, dass Freiheit nicht erkannt, auf keine Weise objektiv gedacht werden kann. Ich bin ihrer für mich gewiss, nicht im Denken, sondern im Existieren; nicht im Betrachten und Fragen nach ihr, sondern im Vollziehen. Freiheit ist nicht absolut, sondern zugleich immer gebunden, nicht Besitz, sondern Erringen. ..Erst in der Bewegungen von einem Ausdruck zum anderen wird Sinn offenbar, der in keinem einzelnen Ausdruck für sich sichtbar ist.“ (ebd., S. 185f)

Die Freiheit beginnt mit dem Entschluss.: „Entschluss und Selbstseins sind eines. Unentschlossenheit überhaupt ist Mangel an Selbstsein.... Das im ursprünglichen Entschluss ergriffene Dasein ist der Quell, aus dem ich lebe, daraus alles Neue beseelt wird.“ (ebd., S. 182)

Die Offenheit der Existenz zeigt sich bei Jaspers wie für Buber insbesondere in der Offenheit zu Begegnung in Kommunikation und Liebe: „Ich kann das Wahre nicht finden; denn wahr ist, was nicht nur mir wahr ist; ich kann nicht lieben, wenn nicht dadurch, dass ich den anderen liebe. Der eigentlichen Kommunikation ausweichen wollen, bedeutet Aufgeben meines Selbstseins; entziehe ich mich hier, so verrate ich mit dem anderen mich selbst... Komme ich zu mir selbst, so liegt in dieser Kommunikation beides: Ich sein und mit dem anderen sein.“ (ebd., S. 58ff)

Wie schon für Kierkegaard gehört auch für Jaspers die Angst vor dem Tod zum existenziellen Menschsein. „Die Angst im Schaudern vor dem Nichtsein ist unaufhebbar für den Daseinswillen. Nur aus diesem Nichts kann mir die Gewissheit der wahren Existenz werden, die in der Zeit erscheint, aber nicht zeitlich ist. Das Leben wird tiefer, die Existenz sich gewisser. Angesichts des Todes aber erfahre ich die Grenze meiner Freiheit.“ (ebd., S. 225)

Die Angst kann aber zwei unterschiedliche Formen annehmen als vitales Bedrohtsein oder als Angst die eigene Existenz nicht zu verwirklichen: „Die Doppelheit von Daseinsangst und Existenzangst lässt den Schrecken des Todes in zweifacher Gestalt erscheinen, als Dasein das nicht eigentlich ist, und als radikales Nichtsein.“ (ebd., S. 227)

In der Nähe zum Todes Bewusstsein sieht Jaspers das Leiden: hinter einem Leiden steht der Tod, denn Leiden ist Einschränkung des Daseins, Teilvernichtung. Aber auch zum Leiden kann der Mensch sich existentiell stellen... „ich bekämpfe das Leiden unter der Voraussetzung, dass es aufhebbar ist. Diese Bekämpfung hat in der Tat Erfolg und wird zu einer Daseinsbedingungen des Menschen. Der Erfolg ist zwar noch begrenzt. Trotzdem wird das Leiden als nicht notwendig zum Dasein fortgedacht.... Wäre nur Glück des Daseins, so bliebe mögliche Existenz im Schlummer Es ist wunderbar, dass das reine Glück leer wirkt. Wie Leiden das faktische Dasein vernichtet, so scheint Glück des eigentliche Seins zu bedrohen.“ (ebd., S. 231)

Auch das Bewusstwerden der Schuld in einem umfassenderen Sinne verstanden trägt zur Vertiefung der Existenz bei:

„Jede Handlung hat Folgen in der Welt, von denen der Handelnden nicht wusste. Er erschrickt vor den Folgen seiner Tat, weil er, obgleich er nicht an sie dachte, sich doch als ihren Urheber weiß... Wenn ich im Dasein möglichen Existenz bin, werde ich wirklich durch das Eine. Das Eine ergreifen, heißt anderes mögliches, wenn auch still und im Sinne rationaler Moral schuldlos, zurückweisen. Diese Schuld zerschlägt am radikalsten jede Selbstgerechtigkeit wirklich werdender Existenz... Aber Nichthandeln ist selbst ein Handeln, nämlich Unterlassen. Es hat Folgen: konsequent und absolut fest gehaltenes Nichthandeln würde notwendig zu schnellem Untergang führen.“ (ebd., S. 247)

So finden wir bei Jaspers dieselben existentiellen Erfahrungen – Schuld, Leiden und Tod - die Frankl als die tragische Trias bezeichnet unter dem Begriff der Grenzerfahrungen.

Gerade diese Grenzsituationen bringen den Menschen mit der Transzendenz in Berührung.

Etwa im Gewissen und auch in der Liebe. Diese soll das letzte Wort haben. In ihr finden Existenz, Selbstverwirklichung und Transzendenz zueinander. Jaspers schreibt über sie: „Liebe ist die unbegreiflichste, weil grundloseste und selbstverständlichste Wirklichkeit des absoluten Bewusstseins. Der Liebende ist nicht hinaus über das Sinnliche ... sondern seine Liebe ist die fraglose Gegenwart der Transzendenz in der Immanenz.... Liebe ist Selbstwerden und Selbsthingabe... Die Hellsichtigkeit wahrer Liebe kann nicht verwechseln.“ (ebd., S. 277 f)

Nach diesem Gang durch die Gedankenwelten und Jahrhunderte stellt sich noch einmal die Frage: Was ist geworden aus dem Orakelspruch aus Delphi γνωθι σεαυτόν – erkunde dich selbst. In der Antike verstand man darin beides die Aufforderung zur Selbsterkenntnis wie Erinnerung an die Begrenztheit allen Daseins. Denn nicht von ungefähr stand das Wort hoch oben am Eingang des Tempels des Apollon: damit der Mensch sich sowohl seiner eigenen Sterblichkeit gegenüber den unsterblichen Göttern bewusst wird als auch seiner Möglichkeit hineinzutreten, in Berührung zu kommen mit dem, was uns ewig anspricht, trägt und umfängt.

Literatur:

- Martin Buber „Das Dialogische Prinzip“, Heidelberg 1984
- Jochen Fahrenberg „Menschenbilder“, Freiburg 2007
- Viktor Frankl „Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn“, München 1979
- Karl Jaspers „Philosophie II – Existenzerschließung“, Berlin 1932
- „Psychologie der Weltanschauungen“ (1919), München 1994
- Søren Kierkegaard „Gesammelte Werke“ 12 Bde. (alles) Jena 1909-1922
- J. J. Rousseau „Emile oder über die Erziehung“, Stuttgart 1983
- Arthur Schopenhauer „Die Welt als Vorstellung und Wille“, (Werke Schopenhauers hg. von A. Hübscher; Zürcher Ausgabe Bd. 4), Zürich 1977
- Charles Taylor „Quellen des Selbst“, Frankfurt a.M. 1996

Dipl. Theologe
Thomas Schukai
Hellkamp 57
20255 Hamburg

post@ideen-reiche.de